

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 295.

Elbing, den 16. Dezember.

1892.

Wer Andern eine Grube gräbt.

Von Erich zu Schirfeld.

„Sie leben hoch, hoch, hoch!“ Jubelnd halte es hinaus in die dunkle Sylvesternacht. Die Gläser klangen aneinander und die Saiten eines Blüthner'schen Flügel's begleiteten die Hochrufe mit rauschenden Accorden, — der Gerichts-Assessor Felix Beermann hatte soeben eine glänzende Rede vom Stapel gelassen, in der er der Hohenheit der Liebe, preisend ihre Unvergänglichkeit, einen förmlichen Hymnus sang. Wie ein Bergbach zur Frühlingszeit schwoll seine Rede stärker und stärker an, bis sie sich nach vielen kunstvollen Windungen mit einem harmonischen Finale in den Strom ergoß, der als begeistertes Hoch die Stille der Nacht durchbrauste. Felix Beermann hatte freilich Grund, sich für die Ewigkeit der Liebe zu begeistern. Saß doch neben ihm die bildschöne Tochter seines hochverehrten Chefs, des Herrn Gerichtspräsidenten Melno, welche ihn berauschte durch ihre Schönheit, ihren Liebreiz, den Zauber ihrer Amuth und durch die Fülle von Geist, der in ihrem schönfrisirten Köpfchen wohnte. Ja, diese Fräulein! Keiner ihrer zahlreichen Freundinnen gelang es, das Haar mit solcher Kunst zu ordnen, wie Clothilde Melno. Sie wußte das und es machte ihr Freude. Sie wußte sich nicht aus Eitelkeit, bewahre, sondern aus Prinzip. „Der Körper,“ sagte sie, „ist das Haus der Seele, was man nicht vernachlässigen soll. Denn wie die Schale, so der Kern.“ Das Gleichniß paßt ja sehr oft nicht. Clothilde kümmerte sich aber im Ganzen nicht viel um Logik und brachte Grundsätze nur da zum Vorschein, wo sie ihr in den Kram paßten. Im Uebrigen lautete ihr Bekenntniß: „Erlaubt ist, was gefällt“ und was ihr gefiel, das that sie eben. Den Herrn Papa kannte man als einen im Dienst verknöcherten Philister, als einen Mann von düsterer Strenge. Seiner Tochter gegenüber war er aber weich wie Wachs und ließ sich von ihr ad libitum kneten. Deshalb waren auch die Freundinnen der Meinung — und sie sprachen dieselbe mit rückhaltsloser Offenheit aus, das heißt, wenn sie unter sich waren — Fräulein Clothilde Melno habe einen ganz abscheulichen Charakter. Sie sei hochfahrend, empfindlich,

rechthaberisch und ohne eine Spur wirklichen Gemüths. Davon wußte der arme Felix natürlich nichts, und wenn ihm etwas davon zu Ohren gekommen wäre, so würde er das ganze Gerede auf den blaffen Reid der sogenannten Freundinnen zurückgeführt haben und das ganze Weibergelatsch in Grund und Boden verwünscht haben, einzig und allein bedauernd, daß es schlechterdings unmöglich war, die Verklämderinnen vor die Klinge oder vor den Lauf der Pistole zu fordern. Er war, wie gesagt, berauscht. Seine Blicke hingen an ihren Corallenlippen, tauchten in die Nacht ihrer tief schwarzen Augen, umfingen die ganze junonische Gestalt wie mit tausend Armen und sein Herz bebte vor Sehnsucht nach einem Kuß von dem süßen Munde der Herrlichen. — Sie saß neben ihm. Wenn er ihre Hand berührte, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Strom. Der ihrem Spitzen-Gewande entströmende Duft betäubte und belebte ihn zugleich. Das weiche Rauschen der Seide ihres Kleides dächte ihm Musik. Mit einem Wort, er war complet bernarrt. Manchem armen Sterblichen verschleicht die Liebe den Mund und macht ihn zoghast. Felix aber war anders geartet; ihn durchglühte sie wie Champagner und löste wie dieser seine Zunge. Wußte er doch seine Neigung erwidert, sich geliebt von dem glänzendsten, herrlichsten, anbetungswürdigsten Geschöpfe auf dem Erdenrund und darüber hinaus. Verstohlen, aber innig hatte sie zu ihm aufgeblickt, während er sprach. Am Schluß seiner Rede erhob sie sich wie die Uebrigen, um ihr Glas an dem seinigen erklingen zu lassen. Tief sahen sie sich in die Augen und seine Hand zitterte. Warum durfte er sie nicht jetzt an sein Herz drücken? Das Ungeßüm der Jugend loderte in seiner Brust. Er mußte es dämpfen, mußte es. Aber morgen, nach der Gratulationscour bei dem gestrengen Chef und künftigen Schwiegervapa, wollte er privatim mit ihm reden und dann — haha — hoch! Und „klirr“ lag sein Glas in Scherben. Seines Herzens Ungeßüm war durch den Arm in die Hand gefahren wie ein elektrischer Strom, der sich im Glase entlud. „Wie schade!“ „O mein Gott!“ „Am Gotteswillen, was ist denn geschehen!“ so tönten die Schreckensrufe durcheinander und ein dichter Kreis von entsetzten und neugierigern Gesichtern drängte sich um das Paar. Felix war erleichtert und zwar in demselben Maße,

wie Clothildens weiße Atlasrobe erröthete. Der edle Burgunder hatte das theure Kleid wie mit Blut übergossen und wie mit Blut übergossen war auch Clothildens im ersten Augenblick wachsbleich gewordenes Gesicht. Man war rathlos. Jetzt drängte sich ein Herr mit flachblondem, schon etwas gelichieten Schnurrbart heran. Er warf sich vor Clothilden auf das Knie und mit dem hastig ausgestoßenen Ruf: „Wie kann man so ungeschickt sein“, begann er mittelst Taschentuch den Fleck auf Clothildens Kleide zu bearbeiten. Die junge Dame entzog sich seinen Bemühungen aber schnell mit einigen Worten des Dankes. „Es thut ja nichts,“ meinte sie nachlässig, „es ist ja nur ein Kleid. Reden wir doch nicht mehr darüber.“ Sie hatte ihre volle Fassung wieder gewonnen und wendete sich zu dem Hochblonden: „Ihnen, Herr Baron, bin ich zu besonderem Dank verpflichtet, dem Sie sich hoffentlich nicht entziehen werden.“ Sie reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte.

„Und nun, bitte, meinen Wagen.“

Man versuchte nicht, die Dame zum Bleiben zu bewegen, die Harmonie war gestört.

Es ist merkwürdig, wie ein an sich geringfügiger Umstand eine so auffallende Wirkung hervorbringen kann. Die Sylvesterstimmung des kleinen vergnügten Kreises war im höchsten Grade animirt gewesen. Die Heiterkeit stieg bei den zündenden Worten des Affessors auf den Gipfel und fast in demselben Augenblick ein schrilles Klirren, ein halblauter Schrei, unheimliche Stille und allseitige Verlegenheit. Man suchte die weinbegossene Clothilde zu trösten — sie lehnte jeden Trost hoheitsvoll lächelnd ab und rauchte, geführt von dem Baron, zur Thür hinaus. Die lebenswürdige Wirthin, Frau Commerzienrath Wederlin flüsterte ihr beim Fortgehen in's Ohr: „Scherben bedeuten Glück,“ und versuchte dann die alte Heiterkeit wieder herzustellen. Um unsern Affessor hatte sich während dessen Niemand gekümmert. In seinem blaß gewordenen Gesicht suchte es, er kam sich furchtbar blamirt vor. In der That, er hatte sich eine große Ungeschicklichkeit zu schulden kommen lassen, die er nun mit dem Verlust der Gunst der schönen Clothilde büßen mußte, wie er glaubte. War sie doch mit dem Baron davon gegangen, von ihm ließ sie sich nach Hause geleiten, ohne ihn selbst eines Blickes zu würdigen. Von diesem Menschen hatte er sich Schulmeister, sich gleich einem Schulbuben einen Verweis ertheilen lassen müssen. Und was das Schlimmste war, — der Mensch hatte Recht. Das wurmte ihn doppelt. Es hätte ihn fordern mögen. Doch warum? Nun warum denn nicht? Es lag kein Grund vor. Bah, ein solcher ist bald gefunden, wenn man ernstlich will. Wie leicht ließ sich ein Conflict provociren. Das war schon im Club möglich. Felly sann nach und in seinem Innern entwickelte sich folgender

Dialog.

„Mein Herr! Sie haben sich gestern Abend in auffallender Weise zum Ritter meiner Dame gemacht. Darf ich fragen mit welchem Recht?“

„Gewiß, das dürfen Sie, gestatten mir aber wohl die Gegenfrage, was Sie berechtigt, sich darum zu kümmern.“

„Was mich dazu berechtigt, ist meine, nicht aber Ihre Sache.“

„Ihre Ungeschicklichkeit . . .“

„Ihre Aufdringlichkeit . . .“

„Mein Herr, Sie werden unverschämt.“

„Und Sie, mein Herr, sind ein . . .“

Nun irgend ein Name mußte sich schon finden.

„Sie werden von mir hören.“

„Ich erwarte Ihre Zeugen.“

Gegenseitige Verbeugung, — die Sache war abgemacht.

Tief in Gedanken versunken hatte Felly die Gesellschaft um sich her fast vergessen, als ihn plötzlich eine leise Berührung aus seinen Träumen erweckte. Fräulein Wederlin, des Gastgebers reizendes Töchterlein, ein blondgelocktes unschuldiges Kind von siebzehn Lenzen, hatte die kleine Hand leicht auf seinen Arm gelegt und sah ihn mit ihren blauen Kinderaugen in treuherzigem Mitgefühl an.

„Nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen,“ sagte sie, „sie ist es nicht werth!“

„Clothilde?“

„O nein, die Sache meine ich. Fräulein Clothilde hätte überhaupt nicht nöthig gehabt, die ganze Gesellschaft durch ihr Benehmen zu alteriren. Denn — unter uns gesagt — das Kleid macht ihr gar keinen Kummer, sie hätte es ja doch nur einmal getragen.“

„Nur einmal?“

„Ja freilich! Sie thut ja wie eine Fürstin. Was die für Garderobe gebraucht, das — geht uns im Grunde genommen nichts an. Also nicht wahr? Sie werden wieder vergnügt. Wir wollen den kleinen Unfall vergessen. Uebrigens haben Sie gar keinen Grund, sich zu grämen, denn Scherben bedeuten Glück, zumal in der Sylvesternacht.“

„Es fragt sich nur, für wen sie Glück bedeuten,“ erwiderte Felly melancholisch.

„Na für Sie natürlich,“ rief die Kleine voll Ueberzeugung, „ich garantire es Ihnen. Und nun kommen Sie, nicht wahr?“ Das junge Mädchen plauderte so anmuthig und sah ihn dabel so innig an, daß er nicht widerstehen konnte und sich, wenn auch ungern, in den Kreis der Feiernden zurückführen ließ, wo man ihn mit einem Gemisch von Mitleid und Zurückhaltung empfing. In diesem Augenblick begannen die Neujahrs Glocken von den Thürmen zu läuten und schnell wurden die Gläser gefüllt.

Jetzt erhob der Hausherr seine Stimme, um eine kleine Rede zu halten, in welcher er betonte, wie das alte Jahr mit einem unlieb-

samen Miston ausgeklungen sei, das neue Jahr aber desto harmonischer beginnen solle. Darauf nun, daß dies soeben beginnende Jahr auch für jeden der geehrten Anwesenden harmonisch und glückbringend zu Ende gehen möge, darauf bitte er anzustoßen und das neue Jahr mit einem kräftigen Hoch zu begrüßen. Die Gläser klangen aneinander und ein vielstimmiges „Profit Neujahr“, verbunden mit den obligaten Küßen und Händedrücken übertönte der Glocken feierlich-ernstes Geläut. Der Hauch des Unbehagens war gebrochen, der unglückliche Vorfall vergessen — wenigstens vorläufig — und manches Glas wurde noch geleert, bevor die Gesellschaft die gastliche Villa Wederlins verließ.

* * *

Es war Morgens drei Uhr. Theils singend und sich gegenseitig „Profit Neujahr“ zurufend, theils unheimlich schweigend und schwankend, suchten die Sylvesterschwärmer — oft nicht ohne Mühe ihre verschiedenen Heimstätten auf. Die Straßen waren belebt wie an einer schönen Tage und allmählich wurde es erst in den frequentirtesten Wein- und Bierlokalen dunkel und still. Nur im Clubzimmer der „Concordia“ ging es noch etwas lebhaft her. Die alten und jungen, noch an kein eigenes Heim gefesselten Junggesellen „tranken immer noch Eins“ — zum Abgewöhnen, wie man sagt. Da sitzt ja auch der Baron, strahlend vor Vergnügen. Nun, er hatte Grund zum Vergnügtsein. Schon längst war ihm der Assessor im Wege gewesen und gern würde er ihm einen Poffen gespielt haben, wenn er es vermocht hätte. Heute endlich war die Gelegenheit gekommen und er hatte sie klug benutzt, sehr klug. Nun schmeichelte er sich mit den weitgehendsten Hoffnungen, Clothildens Benehmen ihm gegenüber berechtigte ihn dazu. Wenn es gelang, den Nebenbuhler auch morgen von ihr fern zu halten, dann hatte er gewonnenes Spiel. Es lag ihm sehr viel daran, dies Spiel zu gewinnen. Clothilde galt für reich und er — nun seine Verhältnisse waren immerhin etwas derangirt, allerdings, warum es leugnen, sich selbst konnte er's ja gestehen. Aber wenn er auch rein Nichts gehabt hätte als seinen Namen, dieser Name — Curt Waldemar Freiherr von Hohenlingenthal hieß er — wog allein einige Millionen auf. Es müßte ja doch wunderbar zugehen, wenn ein so stolzes und dabei so geistreiches und trotzdem nur bürgerliches Mädchen wie Clothilde nicht mit beiden Händen zugriffe, für ihren toden Namen eine Adelskrone einzutauschen. — Jetzt trat Felix ins Zimmer. Im Kreise alter Freunde dachte er sein Gleichgewicht wieder herzustellen. Sofort entdeckte er den Baron, warf ihm einen finsternen Blick zu und machte Miene, das Lokal ohne Weiteres zu verlassen. Curt Waldemar Freiherr u. sprang jedoch von seinem Sitze auf und dem An-

gekommenen entgegen.

„Das ist ja herrlich,“ rief er entzückt, „daß wir diese unverhoffte Freude haben! Ein gutes Omen für das neue Jahr!“ Jetzt erhoben sich auch die übrigen Anwesenden und zogen Felix jubelnd in ihre Mitte. Dem Baron blieb eben noch Zeit, ihm zuzuklüstern, daß er unbedingt noch einige Worte mit ihm sprechen müsse. Bei der ersten passenden Gelegenheit bemächtigte er sich des Assessors und zog ihn in eine Ecke des Zimmers.

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan,“ sagte er in scheinbarer Reue. „Mir entschlüpften unpassende Worte, die ich tief bedaure. Ich bitte deshalb um Entschuldigung und Vergessen. Schlagen Sie ein und lassen Sie uns Freunde sein.“ Felix sah ihn verblüfft an. Er hatte sich das Zusammentreffen mit diesem — Baron, für den er nichts weniger als Freundschaft empfand, anders vorgestellt. So überrumpelt legte er halb unbewußt seine Hand in die des Barons und ließ sich von ihm wie einen alten lieben Freund zur Tafelrunde zurück bugsilren. Der Baron trank ihm wacker zu. Dessen hätte es aber nicht einmal bedurft. Felix war in einer Stimmung, die ihn zu Allem, nur nicht zu weiser Ueberlegung geneigt machte. Der Vorfall bei Wederlins, die etwaigen Folgen desselben mit Bezug auf seine Liebe, die seinem Geschmack wenig zusagende Ausöhnung mit dem Baron, — das Alles ärgerte ihn. Innerlich tobte er und durfte es sich nicht merken lassen. Wenn er seinen neuen Freund einmal hätte windelweich prügeln können, daß wäre ihm eine Erleichterung gewesen. So aber blieb ihm nur die Mäßigkeit, seinen Groll zu ersäufen. In großen Quantitäten und schneller Folge stürzte er das schäumende Raß durch seine brennende Kehle und der Champagner that seine Schuldigkeit. Was nun? Wie leblos saß der Assessor halb liegend auf seinem Stuhl, der Kopf hing auf die Brust herab und sein Gesicht war bleich.

„Er hätte vorsichtiger sein sollen,“ meinte ein älterer Herr, ein Mann des Rechts, „ich habe mir gleich gedacht, daß das nicht gut gehen würde. Der arme Kerl hat die letzten Nächte hindurch gearbeitet, um einen ihm übertragenen schwierigen Fall ruhmvoll zu erledigen. Er war abgesspannt, nun haben wir die Bescheerung.“ Es war leerer und leerer geworden im Lokal. Jetzt saßen nur noch drei tüchtige Becher zusammen und diese hielten einen Rath, wie sie den vierten zu Hause brächten. Schließlich wurden sie einig. Franz, der Kellner, wurde aus dem Schlafe, dem er sich, an eine Säule gelehnt, hingegeben hatte, gerüttelt und in die kalte Nacht gejagt, um eine Drosche herbeizuholen. Eine Viertelstunde später jubelten die drei hülfreichen Männer mit dem armen Felix seiner Garconwohnung zu, und der Baron übernahm es, seinen „lieben, armen Freund“ zur Ruhe zu bringen, um so lieber, als er jetzt zu seinem Schrecken entdeckte, daß er den Schlüssel

seines Hauses vergessen hatte und die Mitbewohner desselben nicht um ihren Schlaf bringen wollte. Vielleicht war das sogar eine Fügung des Himmels, der er sich unterwerfen mußte. Wer konnte denn wissen, ob der arme Felix nicht irgend welcher Hülfle, vielleicht sogar eines Arztes . . . Doch nein, das war wohl kaum zu erwarten, immerhin aber war es sehr gut, wenn er, der Baron, bei dem Patienten blieb. Felix wachte also entkleidet und in's Bett gebracht. Die Zechgenossen entsetzten sich und der Baron machte es sich auf dem Sopha in des Assessors Wohnzimmer bequem. Vorher aber schloß er die schweren Gardinen im Schlafzimmer und verhüllte das Fenster sogar noch mit einer Reisedecke. Der Schummernde sollte durch keinen Lichtstrahl gestört werden. Dann nahm er die Kleider des Schlafenden sorgsam mit hinaus, verschloß die Kammerthür von draußen, d. h. vom Wohnzimmer aus, und legte sich nun mit dem Bewußtsein, ein sehr gutes und sehr kluges — Werk gethan zu haben, auf dem Sopha zu kurzem Schlummer nieder.

* * *

Der Regulator an der Wand meldete mit welchem sonorem Klange die neunte Stunde und lieblich ertönte in der Ferne das Geläut der Kirchenglocken, welche die Gläubigen zum ersten Gottesdienst im neuen Jahre riefen. Ein frischer, weicher Schneeteppich bedeckte süßhoch das Straßenpflaster, und der Himmel war so düster wie die Stimmung vieler derjenigen, die sich noch vor wenigen Stunden lachender Lust hingegeben hatten und nun widerwillig und mürrisch ihre warmen Betten verließen, um sich anzukleiden und dann zur Abstattung der pflichtmäßigen Gratulationsvisiten in den trübseligen Morgen hinaus zu pilgern. In richtiger Voraussicht der Dinge, die da vielleicht kommen würden, hatte Felix Beeremann seine Wirthin schon Tags zuvor gebeten, ihn um neun Uhr zu wecken und ihr Werk erst dann als vollendet zu betrachten, wenn er ihr vom Wohnzimmer aus antworten würde. Die gute Frau waltete gewissenhaft ihres Amtes und pochte wenige Minuten nach neun Uhr an die Thür des Wohnzimmers. Niemand antwortete. Sie pochte stärker.

„Ja!“ ertönte es von drinnen.

„Herr Assessor, es ist neun Uhr!“

„Ja!“

„Ich stelle den Kaffee hier auf den Tisch im Corridor.“

„Ja, hmh!“

„Na Gott sei Dank“, meinte die würdige Frau, „er ist schon auf den Beinen, das ging ja verhältnißmäßig leicht.“ Sie setzte den Kaffee an den bezeichneten Ort und wandte sich wieder ihrer häuslichen Arbeit zu. Der Baron, den die unliebsame Störung verdroß, drehte sich auf die andere Seite und versuchte weiter zu schlafen. Aber seine Lage kam ihm eben so

ungewohnt wie unbequem vor. Er schlug die Augen auf und sah sich verwundert um. Endlich dämmerte es in seinem Gehirne. Er richtete sich auf und trat an's Fenster. Ihn kröstelte, hatte da nicht Jemand von Kaffee gesprochen! Behutsam öffnete er die Thür und entdeckte mit Wonne das heiße Geschirr, dessen belebenden Inhalt er behaglich verzehrte. Dann nahm er Hut und Mantel, stellte das geleerte Porzellan an den Ort, von welchem er es genommen hatte, steckte den Stubenschlüssel, nachdem er die Thür verschlossen, in die Tasche und schlich gar behutsam die Treppe hinab, um nach Hause zu eilen und dort Toilette zu machen.

Felix schlief indessen den Schlaf des Gerechten. Das Fenster seines Schlafgemaches lag nach dem Garten hinaus und das Geräusch der Straße, das ihn etwa hätte wecken können, erstarb in der dichten Schneedecke. Stunde um Stunde verrann — er schlief. Gegen Mittag kam die biedere Wirthin, auch in den Räumen ihres „Möbelherrn“ ihre Schuldigkeit zu thun. Sie fand das leere Kaffeegeschirr, und die Thür war verschlossen. „Hm“, meinte sie, „da hat er in Gedanken den Schlüssel mitgenommen. Na mir kann's ja recht sein, wenn er im ungesegneten Zimmer haufen und in dem ungemachten Bette schlafen will. Aber mit Vormürsen soll er mir nicht kommen, das sag' ich ihm.“

Sie nahm ihr Geschirr und ging in die Küche.

Bald nach Mittag — es mochte zwei Uhr sein — erwachte Felix. Er kam sich merkwürdig „ausgeschlafen“ vor. Aber es war ja noch stockfinster und ringsum so still. Es war ihm, als höre er Glockenläuten. „Ja ja,“ dachte er bei sich, „das ist das verwünschte Summen im Kopf, die Folgen der . . . Es ist nur gut, daß es noch Nacht ist. Ein paar Stunden Schlaf, dann sind wir wieder frisch, und dann zum Präsidenten zum Gratuliren, zum Werben, zum — o, Clothilde!“ Er gähnte merkwürdiger Weise und schlief von Neuem ein. (Schluß folgt.)

Heiteres.

* [Der brave Schüler.] Onkel: „Na, Max, was machst Du in der Schule?“ Max: „Ich warte immer, bis sie aus ist!“

* [Renommage.] „Merkwürdig, der Herr Privatier Grasshuber geht immer mit zwei Hunden auf die Jagd und nur mit einem kommt er wieder heim!“ „Das ist ganz einfach! Seinen Dackel hat er auf dem Heimweg stets im Kuschel, damit die Leute glauben sollen, er habe was geschossen!“

Verantwortlicher Redakteur: George Spitzer
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaary
in Elbing.